

Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande

Autor(en): **Sprenger, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einige Sagen aus dem St. Galler Oberlande.

Von A. Sprenger in Grub (Kt. St. Gallen).

Ein Gebiet, das in historischer und ethnographischer Beziehung noch wenig durchforscht ist, ist das St. Galler Oberland, namentlich der Bezirk Sargans. Zwar behandelten schon mehrere Forscher geschichtliche Verhältnisse des romantischen Ländchens, wie auch schon eine hübsche Anzahl Sagen, allerdings zerstreut, im Drucke erschienen sind. Doch ist das bereits Gebotene spärlich im Verhältnisse zu dem, was im Gemüte des Volkes liegt. Namentlich die Gebirgsbevölkerung bietet eine reiche Fundgrube für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde; doch muss letzterer einer der „Ihrigen“ sein, kein „Fremder“, wenn er unbeschränkte Auskunft erhalten will, denn der Oberländer ist durchschnittlich misstrauisch gegen alles Fremde. Nicht, dass der Wanderer bei ihm schlecht aufgenommen wäre; denn da herrscht noch die altpatriarchalische Gastfreundschaft, die nicht karg im Geben ist, wenn der Gast sich mit der Volkskost begnügt, und die in alter Gemütlichkeit den Gast fast als Familienglied betrachtet: wenig Komplimente, dafür viel Offenherzigkeit, beim Essen bekommt er die schönste Tasse, die von der Hausfrau am Jahrmarkt eingekauft worden ist, mit goldenen Blumen und einem treuherzigen Spruch. Auch braucht er nicht auf die Bank zu sitzen; er bekommt einen Stuhl angewiesen, und um ihn sammelt sich die beobachtende Schar der Kinder. Man tischt ihm Weissbrot, kein „Türkenbrod“ auf, ist aber erfreut, wenn er tüchtig Türkenbrod abschneidet; denn ein solcher Esser ist kein stolzer Mann, er ist „wia än Gmeinä“, und ist dann die Mahlzeit beendet, setzt sich der Hausvater auf die Bank, das gekrümmte Pfeiflein stopfend, mit Stahl Feuer schlagend. Bald ist er in Positur. Ist kein Jass (ein Kartenspiel) in Aussicht genommen, so beginnt er die Unterhaltung: von Kühen oder vom Wetter, von Paris oder von Amerika, von der Familie des Gastes oder von den Italienern. Damit ja der Gast auch Redelust bekomme, bringt der Wirt seine Einleitung mit ermunterndem Lächeln vor, und lässt sich

der Gast nicht fortreissen, so kommt nicht selten die Redensart: „I bi halt no [nur] an dumma Buur, d'Lütt do umenand si halt z'lützel gschiid; u'gshiggt sind-s'“. Da nützt kein Widerspruch des Gastes. Doch ebnet ein solches Gespräch den Weg zu ungezwungener Unterhaltung, und es genügt eine leise Anregung, den Hausvater von alten Zeiten erzählen zu machen, vom erfahrenen „Neeni“ (Grossvater), vom alten Nachbar „Toni selig“, oder gar von der Zeit, da die „Kaiserlene“¹⁾ im Ländchen hausten. Und hat man sich tage- oder gar wochenlang in der gastlichen Gegend aufgehalten, so sind die Leute bald im klaren, ob sie dem Manne „trauen“ können oder nicht. Ist's einer, der jedes ihrer Worte einer rücksichtslosen Kritik unterwirft, so findet er die Brücke zum Herzen des Volkes verschlossen; spielt er dagegen den aufmerksamen Zuhörer, zeigt er Interesse an der Erzählung, dann sprudelt der lebhafteste Quell der Volkspoesie immer reichlicher hervor.

So seien denn im Folgenden einige Sagen mitgeteilt, die ich im St. Galler Oberlande unmittelbar aus dem Volksmunde geschöpft habe.

Die Jungfrau im Schilztobel.

Es sind schon lange Jahre her (doch vermögen sich alte Leute noch zu erinnern), da versammelten sich auf einem ebenen Platze des Dörfchens Portels die jungen Leute, die Ledigen, an den Sonntagnachmittagen, um da zu tanzen und zu spielen. Noch heisst dieser Ort Tanzplatz. Dort zeigt man den Stein mit dem eingegrabenen Sitze, wo weiland der Geiger seinen Platz hatte.

Einmal war das Volk eben wieder an seiner lustigen Arbeit, da kam aus dem nahen Schilztobel eine Jungfrau mit weissen Kleidern. Sie gesellte sich zu den Tanzenden. Die jungen Bursche waren schon zu jener Zeit gar kecke Leute, und so forderte einer die Jungfrau zum Tanze auf. Bald flog das schöne Paar im Kreise herum. Nun war der Tanz fertig. Die Jungfrau dankte dem Jüngling und sprach: „Ich bin ein verzaubert Mägdlein und wäre nun erlöst, wenn du mir noch eine Bitte erfüllen könntest.“ „Und die wäre?“ fragte der Bursche. „Komm

¹⁾ So bezeichnet der Oberländer die österreichischen Soldaten, die 1799 (vom Mai bis zum Oktober) im Sarganserlande hausten.

mit nach dem Tobel“, war ihre Antwort und der Bursche folgte ihr.

Vor einer Höhle hielten Beide, und bald erschien eine „Otter“ (Ringelnatter). Von dieser Otter sollte sich der Bursche umhalsen lassen, ohne dabei einen Seufzer von sich zu geben, wie stark ihn auch das Tier drücken würde. Eine Kiste Geldes sollte sein Lohn sein.

Der Jüngling glaubte, die Probe bestehen zu können, und bald wand sich die Otter um seinen Hals. Den ersten Druck hielt er geduldig aus, auch den zweiten verschmerzte er; als ihm aber unter Aufbietung aller Kräfte die Otter die Kehle zusammenschnürte, öffnete er den Mund und seufzte. Sofort löste sich das Tier von seinem Nacken und weinend verschwand die Jungfrau, den erschrockenen Burschen stehen lassend.

Noch ist sie verzaubert und wird es noch lange bleiben. Erst wenn das Kirschbäumchen in der Nähe des Tobels ein solches Alter erreicht hat, dass es als Baum gefällt werden kann, wird wieder die Gelegenheit zur Erlösung kommen. Das Menschenkind, das sein erstes Dasein in der aus dem Holze des gefällten Kirschbaumes gefertigten Wiege fristet, wird allein die Jungfrau erlösen können.²⁾

In einer höhlenreichen Gegend ist es leicht begreiflich, dass sich allerlei Sagen über die „wilden Leute“³⁾, ein Zwerggeschlecht, fortgepflanzt haben. Ursprünglich sollen sie Riesen gewesen sein. Noch jetzt trägt eine Höhle im Schilztobel, wo solche „Wilde“ wohnten, den Namen Heidenloch und mancher alte Mann weiss Stellen zu bezeichnen, wo sie gesehen wurden. Einige auf diese Wesen bezüglichen Sagen seien angeführt.

Ein wildes Fräuli als Magd.

Beim alten Bauer Tonibuab hat einstens ein wildes Fräuli als Magd gedient. Es hiess „Ruuchrinda“.⁴⁾ Eines Tages riefen die Wilden aus dem Schilztobel den Bauern, welche pflügten, zu:

²⁾ Diese Sage findet sich mit verschiedenen Abweichungen auch in Werdenberg. — Der letzte Sagenzug von dem erlösenden Wiegenholz ist weit verbreitet.

³⁾ Genaueres über diese wilden Leute oder „Fänggen“ bei JEKLIN, Volkstümliches I, 86.

⁴⁾ Vgl. JEKLIN I, 86.

„Ihr Jochträger, säged denn de Ruuchrinda, de Muggastutz sei gstorba“. Da man der Magd diese Rede mitteilte, bedeckte sie die Augen mit der Schürze, entfernte sich und ward seither nicht wieder gesehen.

Das erzürnte Männchen.

Gar oft kam ein wildes Mannli zu den Bauern des Bergdörfchens Portels. Einst wurden diese vom Uebermüthe geplagt und sie wollten dem Männchen einen Streich spielen. Sie wussten, dass es den „Chriesipräägel“ (Kirschbrei) nicht ausstehen könne und stellten nun eine Schüssel mit diesem Gerichte unter eine Bank. Wie das Männlein hinzu kam, wandte es sich sofort zur Flucht, sagte aber noch unter der Thüre:

Guet Nacht und Dank
Und esset de Chriesibräägel unterem Bank.⁵⁾

Das stumme Weiblein.

Ein Alpknecht musste eine Kuh suchen, die sich verlaufen hatte. Unter einem „Tschuppen“ (Zwergtanne) fand er nun ein kleines Weiblein. Er dachte gleich an ein wildes Fräuli und ging weiter. Doch Schritt auf Tritt folgte ihm das kleine Wesen. Endlich redete er es an; doch gab es keine Antwort, folgte aber dem Senn bis zur Alphütte. Es zeigte mit dem Finger zum Munde, um anzudeuten, dass es Hunger habe. Gleich wurde ihm Milch und Brot vorgesetzt. Das Weiblein ass, ohne zu danken oder ein Wort von den Lippen zu bringen. „Toujours“⁶⁾ deutete es im Gemache umher. Die Sennen jedoch verstanden diese Sprache nicht und gaben ihm bald einen Bündel Heu, damit es sich ein Lager zu-recht mache. Dann legten sie sich zur Ruhe. Am andern Morgen war das Fräuli noch in der Hütte, und es schien ihm so zu gefallen, dass es die Gastfreundschaft der Sennen noch einige Tage in Anspruch nahm, bis die Gastgeber seiner über-

⁵⁾ Dr. SCHINDLER, der Aberglaube des Mittelalters, führt in seiner Besprechung der Waldleute einen ähnlichen Spruch an. Da sagt ein Waldweibchen: „Sie haben mir gebacken Kümmelbrot, das bringt diesem Hause grosse Not“. [Eine ähnliche Sage bei O. HENNE-AM RHYN, Die deutsche Volkssage 1879, S. 271. Auch J. C. HEER hat in seinem Roman „An heiligen Wassern“, Kap. I, das Sagenmotiv von dem mit einem Spottverse Abschied nehmenden Wildweibchen verwendet. — RED.]

⁶⁾ Häufig gebrauchter Ausdruck im Oberland.

drüssig wurden, da es nichts arbeitete. Sie wollten es auf das Amt führen, um zu erfahren, wohin es gehöre. Nun verschwand es und ward nicht wieder gesehen.

Das Alpmutterle.

Im Herbst 1799 war ungünstige Witterung. Das kam daher: Vor einigen Tagen stieg ein altes Männlein über die Berge. Diesem begegnete ein Alpmutterle, welches schlechtes Wetter prophezeite. Bald trat solches auch wirklich ein.

Ein solches Alpmutterle kam spät in der Nacht vor die Thür einer Sennhütte und begehrte Einlass. Der Senn wies es jedoch ab. Während der Nacht aber begann es zu „bischen“ (es kam ein Schneesturm), so dass der Senn am Morgen die Alp verlassen musste.

Ein Alpmutterle kann Milch trinken, bis es satt ist, ohne dass die Milch abnimmt.

Aus dem thurgauischen Volksleben.

Von J. Häberlin-Schaltegger †.

Nahrungsverhältnisse.

Eine grosse Rolle spielt hier das „schlegeldicke, obenabegschmalzene“ Habermus mit Milch, das nicht nur oft morgens statt des Kaffee, sondern auch gewöhnlich abends, während des Herbstes mit der Zugabe von köstlich schmeckenden „teigen“ Birnen genossen wurde. Ein „Hürebaas“, d. h. Leckerbissen¹⁾, war neben der „Stupfete“, einem Gebräu von Essig, zerlassenem „Schmalz“ und gerösteten „Böllen“, das „Biest“, d. h. die erste Milch einer Kuh. Wein bekamen wir gewöhnlich nur an Sonntagen, „Schnaps“ gar nie, dagegen „Most“, so viel wir mochten; Thee wurde nur bei Unwohlsein getrunken. Am Neujahr und am „Bertelistag“ wurden Eierzöpfe, am Fasnacht- oder „Funkensonntag“ „Chüechli“, während der Fastnachtzeit auch oft von Reformierten Stockfische, an Ostern Eier gegessen. Um

¹⁾ S. Id. IV, 1780.